

WIR UND DIE „ANDEREN“: NACHDENKEN ÜBER DIE BEGEGNUNG MIT QUEEREN MENSCHEN

BERNHARD OESTREICH, IM MAI 2024



1. Ablehnung des „Anderen“

Die Ablehnung gleichgeschlechtlicher Empfindungen und Handlungen bzw. aller queeren Personen durch heterosexuelle Menschen gehört zu den vielen Formen der Ablehnung von Menschen, die als „anders“, als „nicht normal“ oder als fremd empfunden werden. Solche Abgrenzung von den „Anderen“ ist ein normales Verhalten von Gruppen, die sich eine Identität geben und sich als Einheit verstehen. Eine solche Gruppe kann klein oder groß sein, kann permanent oder kurzzeitig existieren.

Bei der Ablehnung der „Anderen“ sind es nicht die konkreten Eigenschaften (z.B. intelligent, gewalttätig, dunkelhäutig, deutschsprechend, schwul, blind, musikliebend), die die Ablehnung provozieren, sondern ihre *Bewertung*, die ihr von der Mehrheit einer Gruppe oder Gesellschaft zugeschrieben wird. Jede Eigenschaft und jedes Verhalten kann von einer Gruppe mehrheitlich geschätzt oder abgelehnt werden. Eine Gruppe von Verbrechern schätzt die Gewalttätigen, eine friedliche Gesellschaft lehnt sie ab. Bei uns gibt es gesellschaftliche Gruppen, die Menschen, die nicht Deutsch sprechen, als Ausländer ablehnen. In anderen Ländern wären die, die hier deutsche Sprache und Kultur fordern, die Fremden. Wer jeweils die „Anderen“ sind, hängt also vom gesellschaftlichen Standort ab.

Es ist auch nicht die zahlenmäßige Unterlegenheit einer Gruppe, die zur negativen Bewertung ihrer Eigenschaften führt. Es gibt Eigenschaften von Minderheiten, die von der Mehrheit sehr geschätzt werden. Zum Beispiel werden in manchen Gesellschaften rothaarige Menschen bestaunt, in anderen werden sie diskriminiert – das gibt es bis heute. Auch Sportler oder Künstler, die als Stars verehrt werden, sind eine Minderheit. Entscheidend ist, ob eine Eigenschaft in der Gruppe als identitätsstiftend oder der eigenen Identität widersprechend angesehen wird. Was die Mitglieder einer Gruppe gern wären, schätzen sie an Minderheiten. Dagegen werden Eigenschaften, durch die sich eine Gruppe in Frage gestellt sieht, dazu benutzt, Minderheiten zu diskriminieren. Wenn eine Person durch ihre bloße Existenz der sexuellen Bipolarität (also *entweder* männlich *oder* weiblich) widerspricht, wird sie abgelehnt, weil sie die Frage aufwirft, ob die eigene männliche bzw. weibliche Identität sicher ist oder ob es doch noch andere Möglichkeiten gibt, vielleicht sogar im eigenen Innern. In der Antike war die Ablehnung von gleichgeschlechtlicher Sexualität sehr stark durch das damalige Männlichkeitsideal bestimmt (kompetitives Verhalten, Machtausübung, körperliche oder geistige Überlegenheit). Entsprechend wurden in der antiken Welt schwule Männer dann abgelehnt, wenn sie effeminiertes Verhalten zeigten, dagegen weniger die Schwulen, die typisch männlich auftraten.

2. Vereinfachung der Welt

In der Beurteilung der „Anderen“, also derer, die nicht zur eigenen Gruppe gehören, finden sich immer starke Vereinfachungen, Vorurteile und Klischees, zum Beispiel, dass Muslime frauenfeindlich und kriminell sind oder dass Deutsche spießbürgerlich und pedantisch sind. Das ist der typische Blick von außen, der die vielen Differenzierungen nicht sehen kann. Solche Vereinfachungen prägen auch den Umgang mit queeren Personen, zum Beispiel, dass Schwule promiskuitiv sind. Überhaupt werden queere Menschen oft auf ihre Sexualität reduziert, als wären sie dadurch bereits umfassend beschrieben.

Die Distanz zum „Anderen“, zum Fremden, auch die undifferenzierte und stark vereinfachende Beurteilung derer, die nicht zur eigenen Gruppe gehören, ist noch kein Zeichen mangelnder Mitmenschlichkeit. Es ist für uns alle normal, nur unzureichende Kenntnis und daraus resultierende Vorurteile über die meisten Gruppen von Menschen zu haben. Global gesehen kennen wir alle nur ganz wenige Gesellschaften. Selbst im eigenen Umfeld, im eigenen Land, in der eigenen sozialen Umgebung, gibt es viele Altersgruppen, Berufsgruppen und soziale Schichten, in denen wir uns nicht auskennen, wo wir nicht mitreden können, für deren Interessen wir kein Verständnis aufbringen.

Es ist auch normal, von dem, was anders ist, verunsichert zu werden. Denn jede Andersartigkeit stellt das in Frage, was jeweils als das Normale gilt und dadurch Sicherheit und Kontinuität ermöglicht. Alle Menschen ziehen sich gern in die eigene Gruppe zurück, weil sie dort die notwendige Geborgenheit und Bestätigung finden. Das zeigt sich zum Beispiel daran, dass man sich im Ausland gern mit denen trifft, die aus dem eigenen Heimatland stammen.

Zugleich gibt es aber in allen Menschen auch die gegenteilige Bestrebung, nämlich die Neugier auf das Fremde, das Ungewöhnliche. Reisen in fremde Länder, Besuch von Ausstellungen fremder Kulturen, Bücher und Filme über Abenteuer, alles das sind Zeichen für das Streben danach, Neues zu entdecken. Allerdings lernen die meisten Menschen dabei das Fremde nicht wirklich kennen, sondern betrachten es weiterhin von außen – als das „Exotische“ – und bleiben bei ihren Vorurteilen. Es braucht viel Zeit und macht Mühe, das „Andere“, das Fremde, das nicht „Normale“ wirklich verstehen zu lernen – so wie es Mühe macht, eine neue Sprache zu lernen.

Wir haben als Menschen nur begrenzte Zeit und begrenzte Kraft zur Verfügung. Niemand ist in der Lage, alle Kulturen und menschlichen Möglichkeiten verstehen zu können. Wie niemand alles wissen kann, was es auf dieser Welt gibt, so kann auch niemand die unendliche Fülle der Möglichkeiten menschlichen Lebens überschauen und begreifen. Dass sich menschliche Gruppen bilden und sich von anderen abgrenzen, dass man sich irgendwo zu Hause fühlt und anderes fremd und bedrohlich findet, ist also eine notwendige menschliche Strategie der Vereinfachung, um sich in der unendlichen Vielfalt zurechtzufinden. Wir brauchen die Abgrenzung, um eine eigene Identität zu haben. Wir brauchen auch Vor-Urteile, weil wir entscheiden und handeln müssen, ohne in der Lage zu sein, vorab alle Menschen und gesellschaftlichen Gruppen wirklich zu kennen.

Eine solche notwendige Strategie der Vereinfachung ist auch die Kategorisierung der Menschen, z.B. in Nationalitäten, in Kulturen, in Religionen, in Menschen verschiedener Hautfarbe. Die Eigenschaften, die zur Kategorisierung verwendet werden, ergeben sich aus lokaler oder sozialer Perspektive oder werden aus der Tradition übernommen. Zwingend sind sie nicht. Man könnte auch Körpergröße, Augenfarbe, Haarfarbe, Stimmlage oder Musikalität nehmen, auch Essgewohnheiten oder Formen der Begrüßung.

Kategorisierungen können sich ändern. Sie stützen sich auf reale Unterschiede und sind notwendige Hilfen, mit der Vielfalt umgehen zu können. Aber sie können niemals der Fülle der Nuancen, Möglichkeiten und Zwischentöne gerecht werden. Immer sind sie unscharf und auch irgendwie ungerecht. Besonders die binären Unterscheidungen bieten starke Vereinfachungen, sind daher besonders verbreitet, zugleich aber besonders problematisch (Weiße oder Farbige, Fremde oder Einheimische, in der Bibel: Juden oder Heiden). In Nord- und Mitteleuropa wird meistens zwischen Menschen mit blauen und mit braunen Augen unterschieden. Aber es gibt auch grüne und graue Augen, wenn auch sehr selten. Die vereinfachende Unterscheidung zwischen blauen und braunen Augen entspricht also nicht der ganzen Wirklichkeit. Zum Glück spielt das in der Gesellschaft keine Rolle.

Eine solche binäre Unterscheidung ist auch die Alternative, dass Menschen nur entweder Männer oder Frauen sein könnten. Wenn diese Gegenüberstellung die Wirklichkeit auch im Groben abbildet, so ist doch menschliche Sexualität viel umfassender. Auch die zwei Möglichkeiten der Verteilung der Geschlechtschromosomen (Frauen zwei X-Chromosomen, Männer ein X- und ein Y-Chromosom) sind kein Gegenargument, denn die körperliche Sexualität ist viel komplexer. Zum Beispiel kann auch bei Frauen die männliche Chromosomenkonstellation vorkommen. Auch hormonelle Einflüsse spielen eine Rolle. Über die körperliche Sexualität hinaus kommt noch die weitreichende soziale Dimension des Geschlechts hinzu. Dass eine strenge binäre Beschreibung unzureichend ist, ist schon daraus ersichtlich, dass es große Unterschiede darin gibt, wie männlich das Erscheinungsbild von Männern und wie weiblich das von Frauen sein kann.

3. Macht der Mehrheit

Einige Gruppen umfassen eine große Zahl von Menschen, andere Gruppen nur eine Minderheit. Eine zahlenmäßige Mehrheit hat eine starke gesellschaftliche Position. (Natürlich üben oft auch Minderheiten Herrschaft aus.) Besonders in heutigen demokratischen Systemen fällt der Mehrheit die Macht zu, folgenreiche Entscheidungen für *alle* zu fällen. Das kann zu erheblichen Nachteilen für bestimmte Minderheiten führen. Deshalb gibt es in Politik und Rechtswesen Bemühungen, die Rechte von Minderheiten zu wahren.

Eigentlich gibt es keinen Grund, aus zahlenmäßiger Mehrheit ein Werturteil abzuleiten. Weltweit ist zum Beispiel die Zahl der Menschen, die braune Augen haben, in der übergroßen Mehrheit. Die Menschen mit braunen Augen könnten die Blauäugigen als Normabweichung betrachten – oder als schöpfungswidrig. Glücklicherweise hat sich daraus – nach meiner Kenntnis – keine Ablehnung der Blauäugigen ergeben. (Der

Sprachgebrauch „blauäugig“ als Ausdruck für Naivität kommt wohl daher, dass Kleinkinder zunächst oft blaue Augen haben.)

Anders ging es den Linkshändern. Sie wurden bis vor einigen Jahrzehnten gezwungen, mit der für sie ungünstigeren rechten Hand zu schreiben – in vielen anderen Kulturen ist das heute noch so. Das war nicht nur ein harmloses Umgewöhnen der Hand, denn das Umerziehen verändert nicht die linkshändige Anlage des Gehirns. Weil motorische Fertigkeiten mit der Funktion des Gehirns verknüpft sind, kann die Umerziehung schwere kognitive Folgen haben, z.B. Sprach- oder Gedächtnisschwierigkeiten. Oft wird von Eltern und Lehrern gar nicht wahrgenommen, dass solche Schwierigkeiten von einer unterdrückten Linkshändigkeit kommen.

Durch die Mehrheit der Rechtshänder entsteht ein Anpassungsdruck auf die Linkshänder. Schon Kleinkinder streben danach, wie die anderen zu sein. Erwachsene fordern und fördern die Umgewöhnung, z.B. beim Schreiben oder beim Gebrauch des Essbestecks. Viele Werkzeuge und Geräte sind für Rechtshänder geformt. Daraus entsteht – oft ungewollt – eine Diskriminierung. Die Mehrheit der Rechtshänder nimmt die „umerzogenen“ Linkshänder gar nicht wahr. Die meisten rechtshändigen Menschen wissen nicht, mit welchen kleinen oder auch großen Nachteilen die „Anderen“ lebenslang leben müssen. Ähnlich unwissend, gleichgültig und oft auch ungewollt diskriminierend verhält sich die Mehrheit gegenüber Blinden oder Gehörlosen.

Auch das ganze Spektrum der sexuellen Identitäten von Menschen wird oft nicht wahrgenommen. Die Mehrheit der heterosexuellen Menschen hat an den „Anderen“, die der binären Vereinfachung nicht entsprechen, kein Interesse, schenkt ihnen kein Gehör, nimmt sie – wenn überhaupt – als „exotisch“ mit Neugier oder Befremden von außen wahr. Das liegt an dem starken Anpassungsdruck, den die Mehrheit auf queere Menschen ausübt. Minderheiten brauchen Mut und Kraft, dazu auch die Unterstützung einer Gruppe, um ihre Position erkennbar zu machen. Das gilt umso mehr, wenn es eine lange Geschichte der Ignoranz und Verurteilung und vielfältige eigene Erfahrungen von Diskriminierung durch die Mehrheit gibt.

4. Umgang mit den „Anderen“

Weil niemand die Fülle der Möglichkeiten des Menschseins überschauen oder gar verstehen kann, weil jede und jeder die Welt vereinfachen muss, um sich in ihr zurechtzufinden, ist auch niemand frei von Vorurteilen und unbewusster Abneigung gegenüber denen, mit denen er oder sie nicht vertraut ist. Es wäre falsch, einander den Rückzug in die eigene Gruppe vorzuhalten oder Unverständnis und Vorbehalte gegen „Andere“ vorzuwerfen, denn niemand ist frei davon.

Ebenso falsch wäre es, Verständnis für alle Menschen zu fordern. Wie kann man Menschen verstehen, die man gar nicht kennt? Die allermeisten kennen wir nicht. Sich vorzunehmen, jetzt die Muslime oder die Queeren zu verstehen, wäre eine Überforderung und führte dazu, wieder vereinfachende Vorurteile aufzurufen oder zu entwickeln. Wir kennen das von

Männern, die angeblich „die Frauen“ verstehen (und auch umgekehrt) und doch in Klischees gefangen sind.

Schon gar nicht können wir alle Menschen lieben, wo doch jeder und jede nur mit wenigen zu tun hat und nur ganz wenige kennt. Generelle Liebe bleibt theoretisch, auch kostet sie nichts. Wertschätzung der „Anderen“, ehrliche und liebevolle Zuwendung bewähren sich, wenn es konkret wird, wenn man jemandem aus der „anderen“ Gruppe *begegnet*. Wie kann die Begegnung gelingen? Drei Faktoren scheinen mir wichtig zu sein.

a) Vorläufigkeit und Grenzen der Kategorisierungen erkennen

Am Anfang steht die Einsicht, dass alle Grenzziehungen und Kategorisierungen unscharf und unvollkommen sind. Die generelle Einteilung in wenige Gruppen wird der Wirklichkeit nicht gerecht. Genauso wenig wie man „die Europäer“ als einheitliche Gruppe ansehen darf, sind „die Afrikaner“ oder „die Asiaten“ einheitlich. Die Menschen sind innerhalb der Gruppen sehr verschieden – auch in der Hautfarbe. Nur Unkenntnis führt zu pauschalen Urteilen. Dasselbe gilt auch von menschlicher Sexualität. So hilfreich die vereinfachende Einteilung in männliche und weibliche Menschen ist, so wenig kann sie die Vielfalt der Möglichkeiten erfassen. Es ist Unkenntnis über queere Menschen, die dazu führt, dass man von ihnen erwartet, dass sie so sein sollten wie die Mehrheit der heterosexuellen Frauen oder Männer.

Die Einsicht, dass alle Einordnungen unvollkommen sind, hat erhebliche Konsequenzen, wenn wir einer Person begegnen. Es bedeutet, dass alles, was wir über bestimmte Gruppen von Menschen gedacht haben, bei dieser Person falsch sein kann. Es stimmt nicht, dass *die* Ausländer gefährlich und *die* Jugendlichen respektlos sind. Es stimmt auch nicht, dass Homosexuelle eine Gefahr für die heterosexuelle Ehe sind, wie ja auch Menschen mit auditivem Gedächtnis keine Gefahr für die Grafiker oder Designer sind, die sich an das visuelle Gedächtnis wenden. Sich einem Menschen zuzuwenden heißt, sich für die Wirklichkeit dieses Menschen zu öffnen und dazu auf die Bestätigung bisheriger Zuordnungen zu verzichten.

Nicht nur das Bild von den Eigenschaften der „Anderen“ wird in persönlichen Begegnungen korrigiert, auch die *Bewertung* der Eigenschaften kann sich ändern. Was man bisher – einem verbreiteten Urteil entsprechend – für eine schlechte Eigenschaft hielt, kann sich bei besserem Kennenlernen als etwas Gutes herausstellen. Unsere mitteleuropäische Kultur sieht es als Tugend an, pünktlich zu sein, und schaut auf andere Kulturen herab, die zeitliche Vereinbarungen nicht so genau nehmen. Wer aber die Freude am Augenblick und die Gelassenheit von Menschen erlebt, die nicht dauernd auf die Uhr schauen, kann zu einer anderen Bewertung kommen.

In christlichen Kreisen wird oft eingewandt, dass in der Bibel bei der Erschaffung der Menschen gesagt wird, dass Gott sie männlich und weiblich schuf. Daraus wird dann geschlossen, dass es über diese klare Bipolarität hinaus nichts geben könne. Dazu ist zweierlei zu sagen.

Erstens, es gibt keinen Zweifel daran, dass die Unterscheidung in männlich und weiblich richtig und gültig ist. Die große Mehrheit der Menschen ist mit diesen zwei Kategorien erfasst. Für die grundsätzliche Orientierung und das Zusammenleben der Menschen ist diese einfache Unterscheidung hilfreich und notwendig. Die Feststellung, dass generelle Kategorisierungen nicht die ganze Wirklichkeit erfassen können, macht sie nicht wertlos. Wir haben noch andere binäre Unterscheidungen, die nichts an ihrer generellen Gültigkeit verlieren, obwohl sie ungenau und unzureichend sind. Wenn wir Sehende und Blinde unterscheiden, dann ist damit nicht ausgeschlossen, dass es Blinde gibt, die Helligkeitsunterschiede wahrnehmen können, und Sehende, deren Sehvermögen stark eingeschränkt ist. Wo die genaue Grenze zwischen Sehenden und Blinden verläuft, ist schwer zu bestimmen und immer eine willkürliche Festlegung. Wenn wir blaue Augen und braune Augen unterscheiden, ist damit nicht gesagt, dass es keine anderen Augenfarben, z.B. grüne oder graue, geben kann. Die Anerkennung, dass es bei Menschen nicht nur Heterosexualität in weiblicher und männlicher Form gibt, ist also kein Widerspruch zu den biblischen Aussagen.

Zweitens, die Erschaffung der Welt enthält neben der Unterscheidung der Geschlechter noch viele andere bipolare Unterscheidungen. Es beginnt mit der Unterscheidung von Licht und Dunkelheit, Tag und Nacht. Niemand zieht daraus den Schluss, dass es keine Dämmerung geben könne. Niemand sieht die Tag-Nacht-Unterscheidung dadurch gefährdet, dass es in den Polarkreisen lange Zeit nur Tag oder nur Nacht gibt. Es folgt die Trennung von Land und Meer. Auch diese Unterscheidung ist gültig und wichtig, auch wenn es Mangrovenwälder gibt, die im Küstenwasser wachsen und im Wurzelbereich Lebensraum für viele Fische und Wassertiere sind, im Kronenbereich dagegen Lebensraum für Landtiere. Auch die Unterscheidung der Pflanzen von den Tieren ist zwar hilfreich und weiterhin gebräuchlich, wird aber heute nicht mehr, wie in der Bibel, dadurch vorgenommen, dass Pflanzen auf dem Land leben und ihren Standort nicht verändern, sondern dadurch, dass sie Photosynthese betreiben. Eine große Zahl von Pflanzen lebt im Meer, ortsfeste Lebewesen auf dem Land wie Pilze werden dagegen heute nicht mehr zu den Pflanzen gerechnet. Bibelleser sehen darin keinen Angriff auf die biblische Autorität. Auch die Klassifizierung in Fische, Vögel und Landtiere in der Schöpfungsgeschichte oder die biblische Unterscheidung der Landtiere in Kriechtiere, Wildtiere und Nutztiere ist nicht eindeutig und heute längst durch andere Klassifizierungen ersetzt. Es muss andere Gründe dafür geben, dass gerade die Bipolarität von Mann und Frau so rigoros vertreten wird. Es liegt nahe, daran zu denken, dass Sexualität für die Identität des Menschen sehr wesentlich ist und daher das „Andere“ abgewehrt wird.

b) Vom „Anderen“ Gutes denken

Eine zweite grundlegende Voraussetzung für eine Begegnung mit anderen Menschen ist die Bereitschaft, das Misstrauen gegen alles Fremde zurückzustellen. Misstrauen ist nicht prinzipiell schlecht, oft ist es berechtigt und notwendig. Aber wenn jede Begegnung davon beherrscht wird, kann es kein Verstehen geben. Vorurteile gegen bestimmte Gruppen von Menschen dürfen nicht die Begegnung mit einzelnen Personen dieser Gruppen blockieren. Mancher hatte zunächst keine gute Meinung von Ausländern, hat aber dann in der

Nachbarschaft eine zugewanderte Familie kennengelernt und festgestellt, dass sie „ganz nett“ ist.

Der Grundsatz, niemandem von vornherein Böses zu unterstellen, ist in unserer Gesellschaft ein wichtiges Rechtsprinzip. Solange keine Straftat nachgewiesen ist, gilt jeder Mensch als unschuldig, egal zu welcher Gruppe er oder sie gehört. Die Unschuldsvermutung ist sogar in den allgemeinen Menschenrechten verankert. Sie gilt auch für queere Menschen.

Besonders bibelgläubige Christen halten aber homosexuelle Orientierung und andere queere Sexualität und Identität für grundsätzlich böse. Damit stellt sich die Frage, was Sünde eigentlich ist. Gleich am Anfang der Bibel wird das in zwei Punkten deutlich gemacht. Nachdem die ersten Menschen Gottes Gebot übertreten hatten, stellte Gott die Frage: „Warum hast du das getan?“ (1 Mo 3,13) Diese Frage setzt erstens voraus, dass Sünde etwas ist, das *zwischen* Personen geschieht – am Anfang zwischen Gott und den Menschen, aber auch bereits zwischen den Menschen, so dass sie Scham empfanden. Vertrauen wurde gebrochen. Dieses Sündenverständnis findet sich auch im Neuen Testament. In Römer 1,21 wird gesagt, dass Sünde das gestörte Verhältnis zu Gott ist. Als Folge wird dadurch auch das Miteinander der Menschen zerstört (V. 26–31). Es geht also bei der Verurteilung gleichgeschlechtlicher Handlungen in diesem Kapitel des Römerbriefes um ein *destruktives Tun*, nicht um eine sexuelle Orientierung. In Römer 14,32 definiert Paulus Sünde als ein Verhalten, das nicht aus dem Glauben kommt, also dem Vertrauen zu Gott (und zum Mitmenschen) nicht entspringt und dient. Wer sündigt, ist also *jemandem* verantwortlich und muss auf Fragen antworten.

Die Frage Gottes an Adam setzt zweitens voraus, dass die Menschen auch anders handeln konnten. Sie haben eine Entscheidung getroffen. Alle Ausflüchte, jemand anders hätte Schuld, gelten nicht. Auch bei dem nächsten großen Sündenfall wird vorausgesetzt, dass Menschen wählen können. Zu Kain sagt Gott: „Die Sünde hat nach dir Verlangen, du aber herrsche über sie“ (1 Mo 4,7). Auch in Römer 1,19–20 legt Paulus Wert darauf, dass die Menschen, die in Sünde fallen, die Wahl hatten.

Das bedeutet, dass eine Körperreaktion, auch eine unterbewusste seelisch-körperliche Reaktion, keine Sünde sein kann. Da fällt keine Entscheidung. Da geschieht etwas im Menschen, was nicht steuerbar ist. Auch ist keine zweite Person beteiligt, denn seelisch-körperliche Vorgänge erlebt die Person in sich selbst. Es geht nicht um Vertrauen zwischen Personen. Niemand wird enttäuscht, verraten oder geschädigt. Eigentlich ist es selbstverständlich, dass solches Erleben nichts mit Sünde zu tun hat. Niemand verurteilt Introvertierte oder Personen mit Prüfungsangst.

Daraus folgt, dass es keinen biblischen Grund gibt, eine von der Mehrheit abweichende sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität für Sünde zu halten. Auch da wird keine Wahl getroffen, auch da handeln Menschen nicht an anderen, sondern erleben ihr eigenes persönliches Sein. Es ist unrecht und eine Verletzung des Menschenrechts der Unschuldsvermutung, queeren Menschen beizubringen, ihr Anderssein für Sünde zu halten. Auch die Vorstellung, dass gleichgeschlechtliche Orientierung eine *Folge* von Sünde sei und daher, wenn sie schon nicht überwunden werden kann, nicht gelebt werden darf,

stellt Menschen grundsätzlich auf die Seite des Bösen. Wenn dazu gesagt wird, dass man wie Jesus zwar die Sünde ablehne, aber „die Sünder lieben“ wolle, ist die explizite Zuordnung des „Anderen“ zum Bösen zusätzlich mit einem „christlich“ scheinenden Umhang versehen. Die Folge ist oft Verzweiflung, weil Betroffene jahrelang vergeblich gegen ihr Sosein ankämpfen – oft auch in Gebeten.

Wo queere Menschen abgelehnt werden, wird oft – gegen die empirische Evidenz und gegen das Zeugnis der Betroffenen – die Möglichkeit einer Entscheidung und damit auch einer willentlichen Veränderung behauptet. Diese Behauptung kann ein Zeichen für das halb-bewusste Eingeständnis sein, dass man sexuelle Orientierung, wäre sie nicht bewusst gewählt, eigentlich nicht als böse verurteilen darf.

Manche gestehen explizit zu, dass eine von der Mehrheit abweichende sexuelle Orientierung keine Sünde ist, sehen jedoch sexuelle *Praxis* mit einer Person des gleichen Geschlechts als Sünde an. Sie berufen sich dabei auf die Bibel.

Richtig ist, dass die Bibel nur von gleichgeschlechtlichen sexuellen *Handlungen* spricht, nirgends von sexueller Orientierung. Weil wir in unserer heutigen Welt solche Handlungen auf Homosexualität zurückführen, meinen wir, dass Römer 1,26–27 oder 3. Mose 18,22; 20,13 über Schwule und Lesben spricht. Aus Unkenntnis über die damalige Welt setzen wir voraus, was uns heute plausibel erscheint. Es gab aber in der damaligen Welt noch viele andere Gründe, warum Männer mit anderen Männern sexuelle Handlungen vornahmen: Ausdruck eines einvernehmlichen Abhängigkeitsverhältnisses zwischen reifen Männern und Jugendlichen; orgiastische religiöse Feste; private Gelage mit erotischem Charakter; sexuell ausgelebte männliche Dominanz durch „Benutzung“ von Sklaven; Selbstbestätigung männlicher Dominanz durch „Benutzung“ möglichst vieler anderer Männer; Erniedrigung von Fremden und Kriegsgefangenen. Diese Handlungen waren *nicht* an eine homosexuelle Orientierung gebunden, sondern wurden meistens von heterosexuellen Männern vorgenommen. Für die Deutung von 3. Mose 18,22; 20,13 ist es im antiken Kontext viel wahrscheinlicher an solche Praktiken zu denken als an Homosexualität im heutigen Sinn, auch wenn die Texte keine Anhaltspunkte dafür geben, an welche konkrete soziale Situation gedacht ist.

Von gleichgeschlechtlichen sexuellen Handlungen zwischen Frauen spricht die Bibel nicht, auch nicht in Römer 1,26. Sprachlich erlaubt der Anschluss von Vers 27 an Vers 26 mit „desgleichen“ nicht, von den gleichgeschlechtlichen sexuellen Handlungen zwischen Männern rückwärts auf die Handlungen der Frauen zu schließen. Das Wort „desgleichen“ muss sich auf etwas beziehen, was Vers 26 schon genannt wurde. Das ist die Vertauschung des „natürlichen“ mit dem „widernatürlichen Gebrauch“ (so wörtlich). Gemeint ist jede Form des *heterosexuellen* Verkehrs, die der damaligen Sitte widersprach (z. B. oral, anal, der Mann unter der Frau liegend, evtl. auch Praktiken zur Schwangerschaftsverhütung). Vers 27 nimmt das mit den Worten „ebenso auch die Männer“ auf und sagt zunächst, dass Männer in gleicher Weise den natürlichen Verkehr mit Frauen verlassen haben, also solche „widernatürlichen“ Praktiken mit Frauen vollzogen haben. Erst danach wird die Beschreibung noch erweitert und gegenüber der Aussage über die Frauen *gesteigert*: Sie haben (außerdem) sexuelle Lust durch Handlungen *aneinander* ausgelebt – erklärend wird hinzugefügt: Mann mit Mann. Diese Erklärung wäre unnötig, wenn in V. 26

gleichgeschlechtliche Handlungen zwischen Frauen gemeint wären. Auch wäre dann die übliche rhetorische Steigerung nicht mehr vorhanden.

Aus alledem ergibt sich, dass es keinen biblischen Grund gibt, queere Menschen für böse zu halten. Gleichgeschlechtliche sexuelle *Handlungen* zwischen Lesben oder Schwulen, wenn sie nicht Vertrauensbruch, Einbruch in andere Beziehungen oder Ausübung von Macht oder Gewalt sind, können nicht definitiv als Sünde bestimmt werden. Das Prinzip der Unschuldsvermutung wird die, die die Bibel ernst nehmen und sie nicht nur nach unreflektierter Gewohnheit oder mit Vorurteil deuten, davon ausgehen lassen, dass *alle* verantwortungsvollen sexuellen Handlungen dem Willen Gottes entsprechen. Nur so kann eine Begegnung mit den „Anderen“ gelingen.

c) Zuhören und kennenlernen

Die „Anderen“ begegnen uns in der konkreten Person, die wir die Chance haben zu erleben und kennenzulernen. Nicht alle Fremden sollen wir verstehen – das geht nicht –, aber die Person, die vor uns steht, aufnehmen. Da wird es sich zeigen, ob wir die Relativität aller Einordnungen und Gruppierungen akzeptiert haben und ob wir vom „Anderen“ positiv denken. So wird solche Begegnung ein Gewinn sein: ein neuer Blick auf die Welt, auch ein tieferes Verstehen des eigenen Inneren, für uns Gläubige außerdem ein neues Staunen über den Reichtum der Schöpfung Gottes. In uns allen steckt der Wunsch nach solchen Erfahrungen.

Würden wir für die gewohnten Einordnungen und Kategorien uneingeschränkte und unveränderliche Gültigkeit fordern, käme das einer Weigerung gleich, etwas dazuzulernen. Wir würden uns Gott gleich machen, als wüssten wir bereits alles.

Nun ist menschliches Lernen jedoch nur möglich, wenn das Neue in irgendeiner Form an Altes anschließen kann. Lernen kann man nur, wenn es auch etwas Verlässliches gibt. Für Christen sind das besonders die Erkenntnisse, die wir aus der Bibel abgeleitet haben. Es ist also richtig, nur nach sorgfältiger Überlegung eine bisherige biblische Interpretation zu korrigieren und dabei die Autorität der Bibel hochzuhalten. Im Verhalten Jesu finden wir immer wieder solche Situationen, wo er mit Bedacht und ohne die Autorität der Bibel zu untergraben bestimmte Regeln zurückstellte, um ausgegrenzten Menschen zu begegnen.

Jesus traf mit Menschen zusammen, die als unrein galten. Im Herzen bewegt berührte er einen Aussätzigen (Mk 1,40), obwohl dieser sich von anderen Menschen fernhalten musste (3 Mo 13,45–46; 4 Mo 5,1–2), weil unrein wurde, wer ihn berührte (Hag 2,13–14). Jesus setzte sich darüber hinweg, weil ihm dieser Mann wertvoll war.

Es war nicht erlaubt, in das Haus einer Toten zu gehen (Hes 45,25). Jesus aber ging in das Haus des Jairus, fasste sogar die Hand der toten Tochter und weckte sie mit liebevollen Worten auf (Mk 5,41). Vom Schmerz der Mutter bewegt, berührte Jesus auch die Bahre eines toten jungen Mannes (Lk 7,13–14), obwohl es nicht erlaubt war, sich mit Toten zu verunreinigen, mit denen man nicht verwandt war (3 Mo 21,1–3; die Regeln für Priester wurden zur Zeit Jesu oft für alle Israeliten verbindlich gesehen, weil Israel nach 2 Mo 19,6

ein priesterliches Volk sein sollte). Trauernde Eltern waren für Jesus Grund genug, die Grenze, die das Reinheitsgesetz um die Toten zog, zu überschreiten.

Jesus ließ sich von einer durch permanenten Blutfluss unreinen Frau berühren (Mk 5,25–34), obwohl er dadurch unrein wurde (3 Mo 15,25–27). Er wandte sich ihr mit ganzem Interesse zu, ließ sich ihre Geschichte erzählen, würdigte ihren Glauben und sprach ihr Frieden zu. Die Legitimation dafür, ihre Unreinheit zu ignorieren, liegt in der Anrede „meine Tochter“ (V. 34). Jesus war nicht älter als die Frau, wahrscheinlich jünger, aber er spricht anstelle seines himmlischen Vaters. Er weiß, dass der Vater, der die Regeln gegeben hat, sie in seinem Erbarmen zur Seite setzen kann, um diese Frau wieder als Tochter in sein Haus aufzunehmen (vgl. Mk 2,5).

Jesus fand Zachäus, einen Sünder, dem das Recht der Zugehörigkeit zu Gottes Volk abgesprochen worden war. Jesus ging in sein Haus, das dem Haus eines Nicht-Israeliten gleichgestellt war und daher nicht betreten werden durfte (Lk 19,7; Apg 10,28). Auch da war ihm dieser Mann wichtiger als die Regeln der Abgrenzung. Er wollte ihm nahe sein, ihn hören, ihn im Inneren verstehen. Schließlich sprach er dem Ausgegrenzten die Zugehörigkeit zum Volk Gottes zu (Lk 19,9). Ähnlich verhielt sich Jesus im Haus des Pharisäers Simon, als ihm eine Sünderin die Füße salbte (Lk 7,37–50).

In allen diesen Fällen setzte sich Jesus über die biblisch begründeten Regeln hinweg, und zwar bewegt durch die persönliche Begegnung mit Menschen. Das bedeutete nicht, dass Jesus die Reinheitsvorschriften grundsätzlich ablehnte, sonst hätte er Aussätzige nicht zum Priester geschickt (Mk 1,44; Lk 17,14; vgl. 3 Mo 13). Aber er wusste, dass die Regeln die Vielfalt der menschlichen Situationen nicht vollständig erfassen. Er ließ nicht zu, dass durch sie das persönliche Miteinander mit den Menschen, mit denen er zusammentraf, unmöglich wurde.

Als Jesu an einem Blinden vorüberkam, fragten ihn die Jünger: „Wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren ist?“ (Joh 9,2) Sie folgten der Vorstellung, dass Krankheit und Unglück die Folgen von Sünde seien. Dieser Zusammenhang wird in der Bibel oft betont. Diesmal aber lehnt Jesus diese Vorverurteilung ab. Das war keine Missachtung der biblischen Tradition. In anderen Fällen hat Jesus durchaus von Sünde als Hintergrund von Krankheit gesprochen (Joh 5,14; Mk 2,5). Es geht ihm also nicht darum, etwas gegen die Bibel zu sagen, sondern darum, die Grenzen der biblischen Aussagen zu erkennen und sie nicht zum Anlass für Unmenschlichkeit werden zu lassen.

Besonders deutlich wird das daran, wie Jesus der Anklage begegnet, seine Jünger würden den Sabbat entweihen. In Matthäus 12,3–8 begründet er seine Akzeptanz ihres Verhaltens am Sabbat mit biblisch legitimierten Ausnahmen von göttlichen Weisungen. Wenn es um das akute Wohlergehen von Menschen geht, dann kann es Situationen geben, in denen es die Menschlichkeit gebietet, traditionelle biblische Regeln nicht anzuwenden.

In dieser Weise unseren queeren Mitmenschen zu begegnen, ist uns als Nachfolgern Jesu angemessen. So wie Jesus durch sein Eintreten für die Jünger den Sabbat nicht aufhob, so ist es auch keine Missachtung der Bibel, sich queeren Menschen, die uns begegnen, mit herzlichem Interesse zuzuwenden, gut von ihnen zu denken und dazu bisherige Kategorisierungen und Vor-Urteile zurückzustellen. Es werden immer noch viele Fragen

offenbleiben. Weder die Vielfalt menschlicher Sexualität und Identität noch die Fülle dessen, was die Bibel zu sagen hat, werden wir vollständig verstehen. Aber in der Nachfolge Jesu werden wir auf einem guten Weg sein. Hochachtung, Respekt und persönliches Interesse – in Begegnungen von Person zu Person in dieser liebenden Art miteinander umzugehen, auch wenn wir in unserer sexuellen Orientierung und geschlechtlichen Identität sehr verschieden sind, wird uns als Nachfolgerinnen und Nachfolger Jesu erkennbar machen (Joh 13,35).